

Die Tücke des Objekts

Autor(en): **Hochheimer, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 8

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663209>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Tücke des Objekts

Es war ein langer, schwerer Tag gewesen. Regina war müde, schaltete die Nachttischlampe aus und legte sich in die Kissen zurück, ihre Gedanken zerflatterten allmählich. — Da schellte drüben im Arbeitszimmer des Vaters das Telephon. — «Unverschämt», dachte sie ärgerlich, «mitten in der Nacht anzurufen, wenn die Leute schliefen . . .» Dann vernahm sie die Stimme des Vaters, der antwortete, ein paar ungehaltene Worte sagte und an ihre Türe klopfte.

«Regina, es ist für dich.»

Sie fuhr auf: «Was? — Jetzt um elf Uhr nachts?» erhob sich aber doch, schlüpfte in einen Mantel und ging hinüber. Sie meldete sich und vernahm freudig überrascht: «Hier spricht Thomas — Thomas Eick.»

«Ja», antwortete sie und erwartete, dass er sich entschuldigen würde, aber nichts dergleichen geschah, er sagte nur: «Ich weiss nicht, ob der Augenblick, den ich gewählt habe, tatsächlich der richtige ist», und schwieg.

Regina war verwirrt, lehnte sich im Sessel zurück und steckte eine Zigarette an. Sie sah sein Gesicht deutlich vor sich: ernst und ruhig und faltenlos — nicht gleichgültig, aber rätselhaft und schwer zu ergründen, ein Mann, der immer viel Haltung und Würde bewahrte, niemals die Beine übereinanderschlug oder sich hinräkelte, wenn er sich setzte, der immer überwältigend aussah, nach dem sich die Leute umdrehten und fragten, wer er sei — eine Respektsperson. — Man musste schrecklich stolz auf ihn sein, gewiss, und sie hatte sich mit ihm besser unterhalten, als jemals mit einem anderen und von Anfang an gefühlt, dass ein grosser Traum ihres Lebens sich der Verwirklichung näherte — doch die Frage war, ob sie auch wirklich zusammenpassten . . .

Sie wartete, schliesslich fragte er unsicher, geradezu zaghaft:

«Sind Sie noch da, Regina?»

«Natürlich bin ich noch da . . .»

Und er fuhr fort: «Ich sitze in meinem Büro . . .» und wieder nach einer Pause hastig, überstürzt: «Ich möchte an Ihrem Dasein lebendigen Anteil haben, Regina. Ihr zweites Ich sein, das ziellose Warten meines Lebens ist nicht mehr zu ertragen . . .», dann redete er weiter von der Tiefe sei-

ner Ergebenheit, von Dingen, die nach Klärung verlangten — grosse Worte, die er deklamierte, als würde er sie vom Blatt ablesen, das vor ihm auf dem Schreibtisch lag, und zum Schlusse sagte er: «Wollen Sie mich heiraten, Regina?» — Es war, als ob er gesagt hätte: «Ich bewundere Sie, aber ich liebe Sie nicht, wie, meiner Ansicht nach, ein Mann die Frau, die er heiratet, lieben soll.»

Das Rascheln von Papier war jetzt deutlich zu vernehmen und ein erleichtertes Aufatmen.

Regina lächelte. Sie blies den Rauch ihrer Zigarette gegen die Decke und erwiderte in der gleichen Weise:

«Ich bin bereit, Vertrauen zu Ihnen zu haben, Thomas. Ich verlasse mich auf Ihre Einsicht und hoffe, dass Sie mit uns beiden ebensoviel Erfolg haben werden, wie Sie es mit sich allein hatten.»

Thomas räusperte sich. Schliesslich sagte er unzufrieden, so dass der Schatten eines Zweifels, mit dem er kämpfte, deutlich zu spüren war: «Sind Ihre Worte ernst gemeint, Regina?»

«Vollkommen — ich denke, meine Aufrichtigkeit ist nicht zu verkennen.» Und nach einer Weile, während der sie mit dem Brieföffner nach dem geschnitzten Bären zielte, der den Deckel des Tintenfassens auf dem Schreibtisch besetzt hielt, fügte sie hinzu: «Bringen Sie soviel Selbstüberwindung auf, Thomas, um mir zu beschreiben, in welchem Aufzug Sie jetzt in Ihrem Büro sitzen?»

«Was?» rief er entgeistert, «in welchem Aufzug . . .?» und fuhr zögernd fort: «Ich habe es mir bequem gemacht.»

«Natürlich — aber ich möchte wissen, wie . . .»

Er räusperte sich heftig und sagte dann: «Ohne Rock, den Hemdkragen offen . . .»

«Wo ist die Kravatte?»

«Irgendwo — ich glaube — tatsächlich im Papierkorb. Wie sie dahin gekommen ist, ist mir unerklärlich. — Ausserdem ohne Schuhe, sie sind nämlich neu und zu eng . . .»

Der Gedanke, dass der überaus korrekte Thomas nachts Liebeserklärungen verfasste, um sie ihr durchs Telephon vorzulesen, da er tagsüber offenbar dazu keinen Mut hatte, dass er über seinen Erguss wie ein Student geschwitzte hatte und sich etwas darauf zugute tat, stimmte sie heiter — es

war ein Glücksgefühl mit dieser Vorstellung verbunden.

«Ist es nicht schrecklich», begann Thomas endlich schüchtern, «dass ich Sie nachts anrufe, um Ihnen ungerichtetes Zeug vorzulesen?»

«Ach, das ist nicht schlimm.» Regina fühlte Selbstvertrauen und Sicherheit und stiess den Tintenfassbären heftig vor den Bauch. Das Tintenfass wackelte bedenklich.

«Wirklich nicht?» Thomas hielt inne. «Nun, wenn Sie's so auffassen, dann...» Er holte Atem... und was jetzt kommen musste, war leicht zu erraten. — Da fiel das Tintenfass, von einem besonders heftigen Stoss getroffen, vom Schreibtisch und Regina schrie entsetzt auf, stiess den Sessel zurück und bückte sich: «Entsetzlich», stöhnte sie.

Und Thomas fragte verstört: «Was denn? — Was ist entsetzlich? — Ich wollte dir doch sagen, Regina, dass ich dich liebe... Ich wollte dir einen Heiratsantrag machen...»

«Ja, ja, ich weiss», rief sie ungeduldig und fassungslos. — Es musste etwas geschehen, denn die Tintenflut näherte sich in gefährlicher Weise dem Teppich. «Mein Gott», sagte sie ratlos, «es tut mir furchtbar leid — aber gerade in diesem Augenblick...»

«Liebst du mich nicht, Regina?»

«Doch — natürlich liebe ich dich... , aber gerade in diesem Augenblick habe ich das Tintenfass umgeworfen und jetzt...»

«Und jetzt...?»

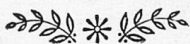
«... Sitze ich vor dem Schreibtisch und die Tinte fliesst auf den Teppich zu.»

«Schlag ihn rasch zurück.»

«Das geht doch nicht — mit dem Hörer in der Hand.»

Thomas seufzte: «Du liebe Zeit — so geschehen diese Dinge — mein schöner Heiratsantrag. — Was ist zu tun...?»

Da klang die entschlossene Stimme des Vaters zurück: «Einhängen und morgen früh wieder anrufen. — Gute Nacht.»



Es war am Boulevard Saint-Michel, wenige Zeit nach dem ersten Weltkrieg. Man weiss, das Quartier Latin, durch welches der Boulevard führt, beherbergt Menschen verschiedenster Prägung. Zur Mittagszeit sind alle jene hübschen Restaurants überbesetzt, die Tischchen und Stühle ungehindert von behördlichen Massnahmen auf das Trottoir stellen. Der grosse Verkehr rollt vor den Augen der Gäste vorüber, hastende Menschen sieht man der nahen Metrostation zuströmen. Von der nahen Seine her tönen die heiseren Rufe der Sirenen russiger Schlepper. Die Gäste, vom flinken Kellner bedient, sind Studenten, Künstler und Halbweltmenschlein, die darauf angewiesen sind, solange ihr Menu auszusuchen, bis sie dasjenige gefunden haben, das nirgends mehr einen Sou billiger zu haben ist.

Nun war es damals so, dass auf jedem Tischchen ein Körbchen stand, angefüllt mit knusperigem Pariser Brot. Jeder Gast konnte davon nehmen, ohne dass es berechnet wurde. Zwischen den Gästen schoben sich auch andere Menschen einher, die nichts in der Tasche hatten, woraus sie sich selbst die bescheidenste Mahlzeit hätten kaufen können. Wir sind versucht, sie Bettler zu nennen, doch sie wollten es nicht sein. Sie trugen verstohlen einen Drahtspieß in der einen Hand. Wer sie genauer musterte, entdeckte an einem ihrer schiefgetretenen Absätze eine Nagelspitze. Sie gebrauchten beides, indem sie mit grosser Fertigkeit Zigarren- und Zigarettenstummel aus der Gosse aufspiessten oder unter den Gittern hervorholten, welche um die Bäume im Asphalt gelegt sind. In ihren Verstecken, die oft unter den Seinebrücken oder in Hinterhöfen der Altstadt Häuser an der rue des Grands Dédés zu finden sind, «verarbeiten» sie diese Stummel zu neuen Zigaretten, die ihnen mitunter als Tauschmittel dienen.

Eine dieser Gestalten näherte sich nun einem Tischchen, an dem drei Fräuleins sassen, deren Aussehen eher jungfernhaft denn mondän war. Ihr mitleidiges Herz jedoch liess eine der drei ohne Zögern ihre Hand nach dem Brotkörbchen greifen und dessen ganzen Inhalt in die Hände des Bettlers gleiten. Dieser liess die weissen Brotschnitten im Aermel seines zerschlissenen Rockes verschwinden, dankte mit kavalierhafter Verbeugung und schob sich weiter.

Der Glockenschlag vom Turme des Hôtels de